Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 30 (1936)
Heft: 21

Artikel: Ferien im sonnigen Süden [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926523

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Belehrung

Ferien im sonnigen Süden.

Auf der Adria!

Nun sind wir richtig an Bord des Morosini! Wie wir die erste Nacht in der Kabine zugebracht haben? O, es ging so. Man muß sich eben buchstäblich zusammen nehmen. Drei Bettstellen hat der kleine Raum. So haben wir eine übrig, auf der wir unsere Habseligkeiten ausbreiten können. Jede ist gerade so groß, daß man sich strecken kann. Ich turne mich immer auf die obere Schlafstelle hinauf. Dort bin ich auf der Höhe der Schiffslucke. So nennt man das runde Fenster, das Licht und Luft herein läßt. Aber wo ist die Luft? Ich drehe den Ventilator an. Er surrt und fächelt uns etwas wie Luft zu. Aber, was gäben wir, wenn wir ein Faß voll guter Gotthardt-Schneeluft hier hätten! So legen wir uns denn hin, bis uns die Müdigkeit übermannt. Aber beim ersten Morgengrauen hält es mich nicht mehr im engen Schlafkasten. Ich steige hinauf aufs Verdeck, und blicke hinüber zum Dogenpalast, zur Markuskirche, dem Wahrzeichen Venedigs. Halb 7 Uhr! Die Sirene brüllt. Der Lotse steigt auf zur Kommandobrücke. Das Schiff wendet im großen Becken. Hinter uns sind vier italienische Kriegsschiffe verankert, lange Ungetüme mit drohenden Kanonen und großen Geschütztürmen. Und schon verlassen wir die Inselstadt, sorgfältig zwischen eingerammten Pfählen unsere vorgeschriebene Wasserstraße ziehend. Nur das Ufer des Festlandes ist auf einer Seite sichtbar. Auf der andern Seite aber blickt man hinaus ins unendliche Meer. Kobaltblau ist die Adria. Glatt wie ein Spiegel liegt sie da. Nur wenn unser Schiffskiel sie durchfurcht, wirft das Meer seinen Mantel und säumt ihn mit kristallweißen Schaumspitzen. Und über uns der tiefblaue, wolkenlose italienische Himmel. Wir erobern uns zwei Liegestühle, legen uns hin und träumen und staunen: „Wie süß ist's von wonnigen Lüften umhaucht, den Blick in den sonnigen Aether getaucht, entflohen dem hastigen, eiligen Tun am Busen des heiligen Meeres zu ruhn. Das Herz, wie auf schaukelnden Wogen der Kiel, hintreibend den gaukelnden Träumen ein Spiel, umkost, von unzähligen Armen umschmiegt, umplätschert, in seligen Frieden gewiegt." Unwillkürlich kommen uns diese Verse des Zürcher Liederdichters Heinrich Leuthold in den Sinn. Unser Kurs geht direkt östlich nach Triest. Diese wichtige Hafenstadt gehörte vor dem Weltkrieg zu Oesterreich-Ungarn. Nun aber ist sie italienisch. Von hier aus fahren die großen Ueberseedampfer nach Südamerika. Wie wir in Triest ankommen, sehen wir alles beflaggt. Auch unser Schiff hat vom Mast herab die Wimpel aller Nationen gehißt. Was ist denn los? Es ist der 15. Juli. Ein historisch denkwürdiger Tag. Die Sanktionen sind aufgehoben. Darum die große Freude bei allen Italienern. Sie hatten doch mehr gelitten unter dieser Handelssperre, als sie zuerst zugegeben hatten. Da wir eine halbe Stunde Zeit hatten, besuchten wir in Triest das Aquarium. Da sieht man hinter Glas, im Wasser schwimmend alle Fischarten, die in der Adria vorkommen. Das adriatische Meer und das Mittelmeer sind nicht so fischreich wie die nördlichen Meere. Sie enthalten nicht so viele Seepflanzen. Darum ist auch das Wasser so rein, so seidenknisterndblau. Die Nordsee dagegen ist mehr grün und grau, dafür aber fischreich. So sind also die schönen blauen Meere für den Fischer mehr eine Wüste, die unscheinbaren Meere dagegen gutes, fruchtbares Land. Aber auch die Adria zeigt eine reichhaltige Sorte von Meerestieren: Seesterne, Seespinnen, Tintenfische, Haifische, Seepferdchen und durchsichtige Fische, bei denen man alle Organe in Tätigkeit sehen kann. Von den Haifischen war nur der kleine Katzenhai zu sehen, der etwa ½ Meter lang war. Einen richtigen Hai könnte man nicht lebend ausstellen.

Von Triest ging's nun der Halbinsel Istrien entlang zum Hafen von Pola. Dieser große Hafen ist wie die Insel Lussinpiccolo und wie der Kriegshafen von Zara italienisch. Das Festland dahinter gehört Jugoslavien. Alle vorgelagerten italienischen Stützpunkte sind gut befestigt und mit Flughäfen und Fliegerabwehrgeschützen wohl versehen. Und dazu sind die militärischen Bauten derart übermalt, daß man sie aus ihrer Umgebung kaum heraus erkennen kann, wenn man sie von der Luft aus betrachtet. Den eigentlichen Kriegshafen Zara liefen wir auch um Mitternacht an, so daß wir davon nichts zu sehen bekamen. Interessant ist Split, das alte Spalato. Hier hatte der römische Kaiser Diokletian sich eine

Villa, ein Schloß erbauen lassen. Von Split an treten die dinarischen Alpen nahe ans Meer heran. Aber diese Berge sind nur spärlich bewachsen. Zur Zeit der Türkenherrschaft wurden hier die schönen Eichenwälder abgeholzt, so daß nur noch mageres Untergehölz hier vorkommt. Nur ab und zu sieht man in einzelnen Talmulden, in denen sich das Regenwasser sammeln kann, vereinzelte Gehöfte. Die vielen Mäuerchen aber, die noch vorhanden sind, zeigen, daß auch hier einst Weinbau und Ackerbau gepflegt wurde. Umso grüner sind dagegen die unzähligen Inseln, die oft reihenweise hinter einander liegen. So hat man eher den Eindruck, eine Stromfahrt zu machen denn eine Meerfahrt. Ständig entdeckt der freudige Blick wieder etwas Seltsames: Eine Wallfahrtskirche oder einen Leuchtturm, ein Fischernest oder ein einsames Klösterchen. Wie Theaterkulissen verschieben sich vor unsern Augen die seltsamsten Insellandschaften und unwillkürlich denkt man zurück an die graue Vorzeit, da dieser Küstenstrich noch von Seeräubern beherrscht war. Das war wirklich ein Gebiet, in dem man blitzschnell hervorbrechen und ebenso blitzartig wieder verschwinden konnte. Wir aber freuen uns am satten Grün der Inselwelt inmitten im tiefen Blau der Adria. Wir verfolgen an den Alpen die Zickzacklinien der Militärstraßen, die vom Meer aus über die Paßhöhen klettern, um hinter den grauen Felswänden zu verschwinden. Ab und zu folgen fliegende Möven unserm Schiff, oder fröhliche Delphine tummeln sich im aufgewühlten Wasser und machen ihre Luftsprünge. Wir aber benützen eine Stunde zur Besichtigung unseres Schiffes.

Der Franzesko Morosini ist eine Luxusjacht und gehört der italienischen Gesellschaft Adriatika. Es ist ein Doppelschraubendampfer. Jede Schraube wird von einem Motor getrieben und die baumdicken eisernen Wellenstangen gehen vom Maschinenraum durch den ganzen Schiffskörper hindurch. Jeder Motor hat 3500—4000 Pferdekräfte und die Maschinen brauchen zur Heizung pro Stunde 500 Kilogramm Oel. Der Maschinenraum geht durch vier Stockwerke hinauf und ist darum so hoch wie eine Kirche. Um diesen Maschinenraum herum sind die Decks, die Stockwerke angeordnet. Zu unterst das Deck der Mannschaft, in dem 71 Mann der Besatzung schlafen. Ueber dem Mannschaftsdeck sind die Kabinen der 2. Klasse mit dem Speisesaal. Auch da hat der Speisesaal noch keine Fenster, nur Lucken. Weiter höher ist das Deck der 1. Klasse mit dem Speisesaal, der für 72 Gäste eingerichtet ist und ganz an einen Hotelsaal erinnert. Nur daß die Stühle alle mit Ketten am Boden befestigt sind, erinnert daran, daß es auch da manchmal ungemütlich sein kann. Ueber diesem Deck ist das Promenadendeck, die Terrasse des schwimmenden Hotels, auf dem man tagsüber immer sich aufhält. Hier ist auch der Rauchsalon und die Schiffswirtschaft, in der man immer etwas trinken kann. Bis da hinauf mißt das Schiff 9 Meter 50 Centimeter. Hier im Rauchsalon muß man sich auch versammeln, wenn das Signal: Verlassen des Schiffes ertönt. Das sind sechs kurze und ein langer Pfiff! Bei diesem Signal muß jeder Passagier in der Kabine seine Schwimmweste anziehen, die bei jeder Bettstelle an der Wand hängt, und in den Rauchsalon hinaufrennen. Daß auch die Adria recht stürmisch sein kann im Herbst, wenn die Bora bläst, war schon Cäsar und dem Apostel Paulus bekannt. Tatsächlich seien schon beim Morosini die Sturmwellen bis zum Rauchsalon hinauf gespritzt, wenn das Schiff selbst schaukeln mußte. Wir aber hatten eine ruhige Seefahrt und auch die Nacht auf dem Schiff verlief so ruhig, daß wir die Lucken offen lassen konnten und einen guten Schlaf hatten. Das Essen ist erstklassig und reichlich. Die italienische Küche vorzüglich, so daß man schon ein Vielfraß sein muß, wenn man das ganze Menü verdauen will. Neben Fisch und Geflügel gibt es auch besondere Spezialitäten: Gebratene Tintenfische, Seekrebs usw. Eine große Küche, eine eigene Bäckerei sorgen immer, daß genug da ist für den Tisch. Nach jeder Hauptmahlzeit wird auch der schwarze Kaffee serviert und wenn man nicht mehr solonfähig ist, kann man sich beim Schiffscoiffeur frisieren lassen. Ueber dem Promenadendeck ist die Kommandobrücke. Dort wohnen der Kapitän und die Schiffsoffiziere. Dort ist auch die Kajüte, wo der Steuermann steht und das Schiff lenkt, den Blick unentwegt auf den Kompaß gerichtet. Alle zwei Stunden gibt's Ablösung und der erste Schiffsoffizier gibt die Richtung an, welcher Kurs eingehalten werden muß. Der Kapitän aber kommandiert nur, wenn die Fahrrinne ganz besonders schwierig ist beim Einfahren in die Häfen. Dann tritt auch die Schiffskapelle in Funktion und spielt einen fröhlichen Marsch. Und wenn man gerne ba-

den möchte, so pumpt Dir der Matrose Meerwasser aufs Verdeck und in einem Bassin aus Segeltuch, im sogenannten Fischkasten, kannst Du drei Züge schwimmen und dich abbrausen lassen. So ist das Leben auf dem Schiff abwechslungsreich. Aber weit schöner noch als das Wohnen auf dem Schiff, dem an Behaglichkeit nichts abgeht, ist doch der Blick aufs Meer, das ewig sich gleich bleibt und doch je nach Wind und Wetter so unendlich wandelbar ist. -mm-

Vom Schweizerfranken.

Bis zum großen Krieg war es lange Zeit so:

Wenn der Franzose in die Schweiz kam, so erhielt er für 100 französische Franken 100 Schweizerfranken. Der Engländer bekam für ein Pfund Sterling 25 Franken und der Amerikaner für einen Dollar 5 Franken. Nach dem Krieg sanken nacheinander der französische Franken, der Dollar und das Pfund Sterling im Werte. Vor dem 28. September 1936 erhielt der Franzose für 100 französische Franken nur noch 20 Schweizerfranken, der Amerikaner für einen Dollar noch 3.06 Franken und der Engländer für sein Pfund Setrling 15.50 Franken.

Im September dieses Jahres mußte nun die Regierung Blum in Frankreich den Wert des französischen Frankens noch einmal sinken lassen und zwar um zirka 30%. Da hielt es unser Bundesrat für nötig, auch den Wert des Schweizerfrankens sinken zu lassen. Nach langen und schweren Beratungen beschloß er: Der Goldwert des Schweizerfrankens beträgt nicht mehr 290 Milli(Tausendstel)gramm, sondern nur noch 190 bis 215 Milligramm Feingold. Bisher kostete ein Kilogramm Feingold 3444 Franken. Weil der Goldwert des Schweizerfrankens kleiner geworden ist, braucht es mehr Franken, um ein Kilo Gold zu kaufen, nämlich 4920 Franken. Das Gold ist teurer geworden. Kein Wunder, daß nun die in Strümpfen und Schränken aufbewahrten Goldstücke den Banken gebracht wurden. Für ein Goldstück von 20 Franken erhielt man 28 Franken. Darum wurde auch der Goldschatz der Nationalbank mehr wert. Sein Wert stieg um mehr als 600 Millionen Franken.

Im Geldverkehr mit dem Ausland ist durch die Abwertung eine Veränderung eingetreten. Weil Frankreich und die Schweiz beide um ungefähr 30% abgewertet haben, erhält der Franzose für 100 französische Franken immer noch zirka 20 Schweizerfranken. Der Engländer aber bekommt für ein Pfund Sterling jetzt 21.30 Fr. und der Amerikaner für einen Dollar 4.35 Franken. Der Engländer erhält also für sein Pfund mehr Schweizerfranken als bisher. Er wird sich daher eher entschließen können, seine Ferien in der Schweiz zu verbringen, wie auch der Amerikaner und andere. Man erwartet daher eine Belebung des Fremdenverkehrs. Deshalb freuen sich die Hotelbesitzer über die Abwertung. Auch die Industrie, die Waren ins Ausland verkaufen will, begrüßt sie. England und Amerika werden doch eher Waren von uns kaufen, wenn der Schweizerfranken billiger ist.

Andere aber erschraken, als die Abwertung bekannt wurde. Sie glaubten, daß nun alles teurer werde. In der Tat müssen wir nun für Waren aus dem Ausland, z. B. für den Zucker, mehr Schweizerfranken zahlen als bisher. Das heißt, der Zucker muß teurer werden. So ist es auch mit den Kohlen, mit dem Eisen, mit Kaffee, mit Baumwolle und andern Waren. Aber der Bundesrat hat ein Mittel in der Hand, eine Preissteigerung zu verhindern. Er kann die Eingangszölle um so viel herabsetzen, daß der Zucker nicht teurer ins Land kommt. So hat er denn auch die Zölle auf Zucker, Eier, Früchte, Mais, Schweine und andere Waren herabgesetzt.

Trotzdem bestand die Gefahr, daß man nicht nur für das Gold, sondern für alle Waren mehr Franken bezahlen müsse, das heißt, daß alles teurer werde. Einige Angsthasen haben denn auch die Kaufläden gestürmt und große Vorräte an Waren gekauft. Sie haben nicht daran gedacht, daß sie gerade durch diese Angstkäufe die Preise in die Höhe treiben können. Der Bundesrat hat daher das Volk ermahnt, ruhig zu bleiben. Er hat auch in vorsorglicher Weise einen Riegel vorgeschoben. Der Bundesrat hat alle Preissteigerungen verboten und mit hohen Strafen gegen Widerhandlungen gedroht. Warenpreise dürfen nur mit seiner Genehmigung erhöht werden. Die Verkaufspreise müssen angeschrieben werden, und besondere Kommissionen kontrollieren dieselben.

Tatsächlich merken wir daher im täglichen Leben nicht viel von der Abwertung. Mancher ist jetzt vielleicht doch reuig, daß er 6 Paar Schuhe für sich gekauft hat. Im Inland ist der Franken immer noch 100 Rappen und